

dtv

Sein Anfang ist hart. Zuweilen bleibt ihm nicht einmal sein Cello als einzige Habe, und nachdem er des öfteren auf einer Bank im Tiergarten hat schlafen müssen, verbringt er eine der komfortabelsten Nächte seiner Berliner Zeit in der Philharmonie: auf der Couch in einer Loge. Am nächsten Morgen wird er sanft vom Philharmonischen Orchester geweckt, das unter Furtwängler eine Schumann-Symphonie probt. Doch schließlich meint es das Schicksal besser mit dem temperamentvollen Cellisten: Er darf Furtwängler vorspielen und wird auf der Stelle als erster Cellist der Philharmoniker unter Vertrag genommen. Fortan gab es kaum einen großen Musiker seiner Zeit, keine Dirigenten von Rang, kein Spitzenorchester, mit dem er nicht in Verbindung gekommen wäre. Viele seiner Zeitgenossen, denen er begegnete, charakterisiert er ausführlich, manche bedenkt er nur mit einem lustigen Schnörkel.

Gregor Piatigorsky, geboren am 17. April 1903, studierte bei A. von Glehn und J. Klengel. 1925–1929 war er Solocellist der Berliner Philharmoniker, dann ging er in die USA. Er gab Konzerte in Europa, Amerika und Asien, auch im Trio sowohl mit Horowitz und Milstein als auch mit Rubinstein und Heifetz. 1941–1949 war er Professor am Curtis Institute of Music in Philadelphia. Ab 1957 unterrichtete er an der Universität von Boston und seit Beginn der sechziger Jahre an der von Los Angeles. Er starb am 6. August 1976.

Gregor Piatigorsky

Mein Cello und ich
und unsere Begegnungen

Aus dem Englischen von
Else Winter

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe

Juni 1975

23. Auflage Mai 2007

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

www.dtv.de

© 1965 Doubleday & Co., New York

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

«Cellist»

© der deutschsprachigen Ausgabe:

Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek

Deutsche Erstveröffentlichung: Tübingen 1968

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: Poehlmann/MAURITIUS

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-20070-7

Inhalt

Das erste Cello	9
Eine sensationelle Aufführung von »Eugen Onegin«	15
Eine Verlobung und ihre Folgen	20
Das Guarneri-Cello	24
Ein Gala-Abend mit Schaljapin	31
Cellist am Bolschoj-Theater	35
Eine Unterhaltung mit Lenin	42
Warschauer Intermezzo	47
Bei Professor Klengel in Leipzig	54
Die verrückte Inflation	61
Café Ruscho	65
Sommerferien in einem bayerischen Schloß	70
»Pierrot Lunaire« und ein Tee bei Arthur Schnabel	80
»Wo ist der Cello-Kratzer?«	93
Pablo Casals – ein großer Künstler und ein Freund	103
Donquichotterien	114
Episoden mit Sergej Rachmaninov	123
»Die drei Musketiere«	134
»Auch kleine Dinge können kostbar sein«	141
»Russian Cellist not sure if he likes America«	151
»Piatigorsky, der auf seinem Cello den Dnjepr überquerte«	159
Erlebnisse mit königlichen Hoheiten	171
Von guten, genialischen und närrischen Begleitern	180
»Eine Flugkarte für Miss Cello Piatigorsky«	187
Die Zaubermacht des kleinen Stabes	202
Von Surabaja über Yokohama nach San Francisco	208
Geschichten aus dem Leben einiger berühmter Celli	215
Personenregister	222

Für Jacqueline

»Heute wirst du sieben Jahre alt, du hast Geburtstag. Komm' schnell! Da wartet schon etwas auf dich«, sagte mein Vater, als er mich aufweckte. Ich folgte ihm ins Wohnzimmer, wo die ganze Familie versammelt war, und erblickte ein Cello. »Es ist ein richtiges Cello, nicht ein viertel oder halbes wie für Kinder.« Da stand ich andächtig und wagte nicht, es zu berühren. Dies war mein erstes Cello, und noch bevor ich die Saiten zupfen konnte, hatte ich es bei allen Mahlzeiten neben mir und nachts neben meinem Bett stehen.

Mein erster Lehrer war Vater, der glaubte, er könne mich unterrichten, obwohl er nicht Cello, sondern Geige spielte. »Sie gehören alle zu einer großen Familie«, sagte er. Als er mir dann aber einmal etwas auf dem Cello vorspielen wollte und nur eine Reihe Quietscher und Kratzer herausbrachte, gab er zu, daß Verwandte manchmal unverträglich seien und er besser daran täte, mir einen guten Cellolehrer zu suchen. Von nun an gab mir Herr Jampolskij Stunden, und ich arbeitete mit wildem Eifer und machte rasche Fortschritte. Ich liebte meinen Lehrer und sein schönes Cello. Es war rotgolden und glänzend, meines hingegen mit stumpfem Lack überzogen und recht plump. Bald bemängelte ich es offen und bat um ein besseres. »Je länger du darauf warten mußt, desto mehr wirst du später das Gefühl haben, es wirklich zu verdienen«, sagte mein Vater. Allerdings mußte ich lange Zeit darauf warten und entwickelte inzwischen eine wahre Verachtung für das schwerfällige Ungetüm, mit dem ich leben mußte. Endlich führte mich Vater eines Tages in ein Instrumentengeschäft, wo wir zwei Celli anschauten. Ohne zu zögern, noch bevor ich darauf spielte, zeigte ich auf das hübschere von beiden, das dunkler in der Farbe war.

»Man urteilt nicht nach dem Äußeren«, sagte Vater.

»Das andere hat einen dicken Bauch wie Onkel Leo«, protestierte ich.

»Was! Soll das ein Witz sein?« schrie mich Vater an.

Überflüssig zu sagen, daß ich das Cello nach Hause brachte, welches mein Vater gewählt hatte. Als hätte er soeben ein Paar Schuhe für mich gekauft, erklärte er: »Glaub mir, dieses Cello wird sich als sehr haltbar erweisen.«

Herr Jampolskij mußte die Stadt verlassen, und ich wurde

Schüler am Konservatorium; stolz, in der Uniform dieser Schule, trat ich in die Klasse von Herrn Gubariov ein. Mein neuer Lehrer, der gleichzeitig der Direktor des Konservatoriums war, trug einen wohlgepflegten Schnurrbart. Er hatte ein breites Gesicht mit dreifachem Kinn und Hängebacken. Sein enormer Bauch trennte ihn von seinem Cello, so daß es schien, als stünde dieses allein da. Mir machte alles großen Eindruck; seine melodische Stimme ebenso wie der Pfefferminzgeruch, der seinem Mund entströmte. Er trug immer einen großen Vorrat von Pfefferminzbonbons bei sich, von denen er mir während des Unterrichts anbot.

Vater überwachte mein Üben. Eines Tages kam er in mein Zimmer und sah mich mit einem großen Kissen auf dem Bauch, während ich das Cello hielt. »Was soll das?«

»Ich versuche zu spielen wie mein Lehrer«, sagte ich, den Mund voller Pfefferminz. »Riecht es nicht gottvoll?« und ich blies meinem Vater den Pfefferminzduft ins Gesicht. Bei Gubariov blieb ich nicht lange.

Im Laufe des Sommers fanden Freilicht-Symphoniekonzerte statt. Viele Orchestermitglieder kamen aus verschiedenen Teilen Rußlands. Herr Kinkulkin, der gastierende erste Cellist, ein Schüler des berühmten Professor Klengel, erklärte sich bereit, mich anzuhören.

Während ich spielte, klopfte Herr Kinkulkin mit seinen winzigen Fingern auf eine Tischplatte und putzte sich die Nägel mit einem Zahnstocher. Er schwieg, bis ich mein Cello wegstellte. »Hör' gut zu, Kleiner. Sag' deinem Vater, daß ich dir dringend rate, einen Beruf zu wählen, der für dich paßt. Laß das Cello sein. Du hast absolut kein Talent.«

Ich wiederholte meinem Vater, was Herr Kinkulkin gesagt hatte. Er blickte mich überrascht an, sagte aber nichts. Zunächst war ich glücklich, daß ich nun an den Fußballspielen meiner Kameraden teilnehmen konnte, aber nach etwa einer Woche begann ich unruhig nach der Ecke zu schielen, in der mein Cello stand. Es fiel mir immer schwerer, nicht hinzuschauen.

»Was plagt dich?« fragte Vater. Ich zeigte auf das Cello.

Der Celloklang erfüllte wieder das Haus. Es machte mir auch nichts aus, um vier Uhr morgens aufzustehen, während die Familie noch schlief, und nach dem stummen System zu üben, das ich erfunden hatte – mit den Fingern auf dem Griffbrett und dem Bogen in der Luft.

Mein Vater war kein Durchschnittsmensch; er erreichte frei-